

# Zwei Erzählungen

Von Runi Tremel-Eggert

## I. Erdmann, der Erste.

### Die Geschichte eines kleinen Jungen.

Beim Leichweiher in Oberdörfles ist die Stube voller Kinder, daß es nur so wurgelt. Wie die Orgelpfeifen kann der rotgesichtige breitschultrige Leichweiher seine „Schütt“ aufstellen, es gibt keine Lücke, denn es fehlt kein Jahrgang.

Die Mutter ist eine mittelgroße flinkfleißige Frau, die für alle, die sie kennen, immer gleich ausgesehen hat. Was die Frau leistet, könnte kein Pferd, das kann nur eine Mutter, der unser Herrgott die Kraft einer Liebe gibt, die unter vierzehn Kindern im Teilen noch immer nur wachsen und wachsen kann.

Ein Glück, daß die große Porzellanfabrik drüben im Städtchen nicht genug haben kann an Menschen, so wachsen die Leichweiherkinder buchstäblich in sie hinein, eines nach dem andern. Es ist gar kein Überlegen nötig, was sie werden sollen, wird gar nicht erst lange gefragt, „schnell verdienen“ heißt die Parole, — also — aus der Schule heraus — in die Fabrik hinein.

Erdmann, rufen die das erste Kind der Familie Leichweiher. Ein schmaler, schlanker Bub mit brauner Haut, dunklen glänzenden Augen, dunklen, zu einem eigensinnigen Wirbel sich zusammendrehenden Haaren und nackten Füßen, an denen die Zehen vom vielen Barfußgehen weit auseinanderstehen.

Der Dorfschmied ist Erdmanns großer Freund, er kennt den Buben besser als Vater, Mutter und Geschwister. Er wußte, was sich in Erdmanns glänzenden Augen spiegelte, war nicht nur das Schmiedefeuer. Und immer wollte er helfen der Bub, überall packte er mit an. Mit hochgezogenen Beinen hing er oft und oft am blankgeschuerten Kuhhorn, das als Griff ans Ende der Blasebalgstange gesteckt war, aber die Stange bewegte sich nicht, während sie unterm Druck des Schmiedes spielend auf- und niederging. Unbeschreiblich aber war Erdmanns Freude, als eines Tages der Balg zuerst quitschend Antwort gab, und dann langsam, knackend und widerwärtig knarrend seine aufeinanderliegenden Ziehharmonikafalten hochhob, sich mit Lust füllend. Der Erdmann strahlte den Schmied an und der Schmied lachte, packte den Erdmann, stemmte ihn zur Decke, trug ihn zur Türe hinaus und setzte ihn draußen auf den Rücken eines der mächtigen Gänse, die aufs Beschlagen warteten.

Da saß der Erdmann, streckte die für einen solchen Gaul noch viel zu kurzen Beine fast waagrecht in die Luft und guckte herunter auf den Schmied und — o Schreck — auf den Dedhofbauern, der gestrenge Herr und Besitzer der Gänse. Er war gefaßt darauf, sofort von ihm mit einem Wischer heruntergefegt zu werden, aber wer kann es wissen weshalb — er hob nicht die Hände um den Jungen herunterzutreiben, sondern eher sah es als als wolle er ihn heben — zu sich —: Dann wars als besänne er sich, ließ die Arme sinken und lachte verlegen: „Möchst wohl mei' Anechtla

wer'n — Du?" Und wie der Erdmann unerwartet heftig nickt, lacht der Bauer noch mehr und schreit: Was? Und die Fabrik? Hee?" „Soll mich net derwisch'n" sagt der Bub schnell und trotzig und seine Augen funkeln.

„Da guck her" schreit der Dedhofbauer und schlägt sich auf den Schenkel, „Du weißt wohl gar scho' was Du wer'n willst?"

„A Bauer! !" Frisch und froh hängt das Wort in der Luft und der Morgenwind, der fest und jung über den Hof streicht, nimmt es auf und trägt es fort über Wiesen und Felder bis hinüber zum blaugrünen, eben blühenden Tannenwald „A Bauer! A Bauer!" Froh trug der Wind das erdnahe Wort über die sommerfelige Flur. Das verstand nun der Dedhofbauer freilich nicht, aber es riß ihn jäh herum und staunend, zweifelnd, unglaublich fragt er's nochmal: „Du willst richtig a Bauer wer'n?" Und wie der Bub von seinem Gaul herunter ernsthaft nickt, fragt der Alte: „Wie willst denn das anfangen?"

„Ich mach' halt an Knecht" sagt der Junge schnell, als beantworte er eine oft umstrittene Frage. Langsam — als lausche er weit zurück, fragt der Bauer: „Du bist vom Teichweiher einer —?" „Der Elste — Erdmann heiß' ich."

„Erdmann, der Elste" sagt der Schmied pompös und lacht und nun lachen sie alle drei und das war so schön, daß sie später noch oft daran denken mußten, obwohl sich eine Stunde später noch etwas viel Größeres ereignete. Wie nämlich der Bauer mit seinen neubeschlagenen Gäulen aus dem Schmiedhof und dann aus dem Dorf fuhr, ging der Erdmann plaudernd neben ihm her, denn der Bauer fragte ihn immer wieder etwas, so daß der Bub nicht, wie es schicklich war, zurückbleiben konnte und plötzlich legt er dem Erdmann die Zügel in die Hände und sagt: „Da — zeig ob'st was kannst, ob's stimmt was Du mir da erzählst." Da glühten die schwarzen Augen des Buben auf in heißer Freude und er zeigte, daß er es kann wie nochmal einer, obwohl er es alle Tage nur gesehen und nie getan. Breitbeinig ging der Bauer nebenher, kein Wort sagte er, aber über sein leberbraunes faltiges Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten und endlich sagte er: „Alle Wetter, Du scheinst ja zu taugen — wollen wir Ernst machen wir zwei?" Stumm hat der Bub genickt und ist gegangen und am andern Früh, kaum daß es Tag war, stand er mit einem kleinen Bündel im Hof, sah sich ringsum und strahlte lachend: „So — da bin ich!" und das klang zugleich auch wie — „und da bleib ich." Die Leute im Dorfe lachten über den neuen Knecht und die Buben riefen bald hinter ihm her: Einer der gern möcht!

„Is noch lang ka Knecht!"

Der Erdmann pfiß meist gerade vor sich hin, drum sagte er nichts darauf und zu was auch, lagen ja die Zügel zweier Gäule in seinen Händen, während der Bauer nebenher ging, das war Antwort genug. Was machte es, daß er vom Bauer eine alte Foppe anhatte, der die Ärmel abgeschnitten waren? Sie schützte vor Regen und schien die Sonne, brauchte er nichts als Hose und Hemd.

Wie aber der Herbst kam und das Wetter kalt aus den alten Stoppeln spritzte, standen eines Nachts vor des Knechtleins Bett ein Paar derbe, funkelnagelneue Stiefel, deren Sohlen dicht mit glänzenden Nägeln gepflastert waren. Der Erdmann nahm die Stiegen in ein paar Sprüngen,



rannte in die Stube, wo der Bauer das Amtsblatt las und fragte atemlos, was mit den Stiefeln sei, sie seien vor seinem Bett gestanden.

Langsam guckt der Bauer über den Rand seiner Zeitung hinweg und jagt ruhig: „Nocher wer'n sie scho Dir ghörn.“

„Bauer! !“ Das Wort steht steil und feierlich in der Stube, „tid tad“, „tid tad“ mach's die Schwarzwälderuhr. Mit seinen Stiefeln im Arm schlief er wie keiner unterm Sternenzelt.

Es war an einem warmen Märztag des darauffolgenden Jahres, daß der Bauer zum erstenmal den Pflug in die Erde stieß. Die Luft roch säuerlich nach jungem Gras und aus den Haselstauden stäubte es gelb. Stampfend gingen die Gäule, die Erdmann leitete, durch den Acker. Nichts wurde gesprochen, Schweiß perlte von allen Stirnen und die Gäule dampften. Endlich warf der Bauer den Pflug herum und sah zufrieden über die braune frische gebrochene Breite, ehe er heimging mit dem Jungen. Morgen früh gehen wir zum Talgrund, sagte er beim „Gutenacht“ und der Bub nickte, wie er aber am andern Früh nicht zur gewohnten Stunde da war, runzelte der Bauer die Stirn — endlich ging er selbst hinauf in die kleine Kammer und — fand ihn wie in Flammen. Ein Zittern lief über des Bauern Gesicht — er sah sich in der Kammer um, als suche er ein Grausames, Tückisches, Unsichtbares, das er kannte, dasselbe, das ihm Weib und Kind genommen in einer Nacht. Aber diesmal sollte nicht wieder einer dastehn und fragen: „Warum habt ihr mich nicht früher geholt?“ Selbst spannte er an und befahl dem Knecht, die Gäule nicht zu schonen.

Es war Lungenentzündung. Seine Mutter kam geheßt — aber der Bauer selber hatte ihn schon in die kühlenden Tücher gewickelt. Es waren bange Tage und dennoch — es waren herrliche Tage, trotz aller Schmerzen. Der Herr selber beugte sich über sein Bett und der Bub sah es zittern in seinem Blick.

Am Hochaltar der Dorfkirche aber brannte in der Zeit eine dicke neue Wachskerze, die spielte Tag und Nacht ihren flackernden Glanz ums Antlitz der großen Barmherzigkeit.

Und gegen Ende des neunten Tages endlich schlief das Knechtlein ein und atmete ruhig wie in Gottes Hut.

„Gewonnen!“ Das Wort flog von des Bauern Lippen und plötzlich rannen ihm die Tränen in die grauen Stoppeln, immer eine der andern nach — immer eine der andern.

Grell und hell erkennt der Einsame in dieser Stunde den Weg, den er gehen soll. Sein Bub könnte es ja sein — leicht sein Bub, denn so gern, wie die Wismannsmargret, die des Buben Mutter ist, hat seinerzeit der Dedhsoflorez keiner nachgesehen. An Ernstmachen war nicht zu denken, denn sie war wohl hübsch und flink und tüchtig, aber bitterarm. Wäre er mit ihr gekommen, hätte ihn sein Vater von Haus und Hof gejagt. So heiratete er nach seinem Stand — im dritten Jahre aber starb ihm mit dem Erstgeborenen das Weib. Im Sommer vorher aber hatte die Margret mit dem Leichweiher Hochzeit gehabt. So blieb der Dedhofbauer allein, trotz der vielen neuen Anträge, die man ihm stellte.

All das hatte die Zeit zugehüttet, die Tage liefen ab wie die Uhr — gleichmäßig, es gab keine Erschütterungen mehr — bis — bis ein braun-gebrannter halbnackter Bub ihn von seinem Gaul herunter mit — ihren Augen anblitzte. Lange wehrte er sich dagegen und gegen den Jungen,

in diesen Tagen aber erkannte er, daß man Liebe nicht rufen, aber auch nicht bannen kann. Er, der Dedhofbauer, hatte um sein Knechtlein gezittert wie um sein eigen Fleisch und Blut. Und nun — wo war das leere Leben der letzten Jahre? Er trat ans kleine Kammerfenster — draußen prangte der Sommer und hier herinnen schloß der zukünftige Dedhofbauer, Erdmann, der Elste, einem köstlichen Leben entgegen.

## II. Die Greinera.

### Eine oberfränkische Geschichte.

Sie war aus der Marienweiher (Wallfahrtsort im Fichtelgebirge) Gegend und haufierte Gerstenkornhandtücher.

Ihr viereckiger Hudekorb mit einem schwarzen Wachstuch und einem Lederriemen obenauf war immer hochbepackt. Das Metermaß trug sie wie einen Spazierstock in der Hand.

Sie kam im Jahr zwei- bis dreimal; aber man merkte sie durch ihre Taktik so gut unter den vielen Hausierern, die einem jahraus jahrein die Haustüre einliefen, heraus, daß wir, wenns so an den glitzkalten Wintertagen draußen im Hausplatz recht tief und kläglich seufzte, sofort sagten: „Jetzt kommt die Greinera.“ Und richtig klopfte es zach und sehr schüchtern an die Stubentür. Auf „Herein“ ging sie langsam, langsam auf, nicht weiter als nötig war, um sich mit einem Fichtelgebirger Hudekorb herein-schieben zu können und da stand sie.

„Gott zen Gruß ihr liebn Leutla, seid Ihr denn alla auch beinanner?“ Ihr Mund zuckte wie von verhaltenem Schmerz, ihre pechschwarzen Augen glitzerten feucht und plötzlich kam ihr die Unterlippe so ins „Päppern“, daß man in heißer Angst spürte, jetzt bricht der Schmerz, ein furchtbarer Schmerz über Mauern und Dämme. Man hob unwillkürlich abwehrend die Hände und fragte verstört: „Was ist Ihnen denn schon wieder passiert?“ „Och Gott, och Gott“ acherte sie, „Ihr lieben guten guten barmherzigen Leutla, löst mir ner örscht mei Last abstell, löst mir örscht mei Last abstell.“ Schon hoben ihr hilfsreiche Hände die Last vom Rücken und schon hatte sie den Riemen offen und faltete das Wachstuch auseinander, während sie still in sich hineinweinte. „Mir brauchn sei heit nir, hom alles örscht kafft“ wehrte ich.

„Ner oseh'n, guts Fräulein, ner oseh'n, ihr gutn Leutla,“ greinte sie.

„Ich will ja gor nex verlas, wu ihr su su gut zu mir seit und mir alleweil a Schälla Kaffee gebt, ober —“ (ich schenkte ihr ihren Kaffee ein) „a mancher Mensch, löst Euch sog“ (dann mit erhobener Stimme) „a mancher Mensch ihr barmherzigen Leutla („der Herrgott sengs Euch“ sagt sie dazwischen, tunkt die Semmel, die ich ihr hinlegte, in den Kaffee) „den schlägt uner Herrgott auf d e r e r Welt.“ Sie beißt in die Semmel, die so zerweicht ist, daß sie ihr in den Kaffee zu platschen droht und greint während sie laut: „Auf d e r e r Welt, auf d e r e r Welt. Is mir örscht vor zwa Johr mei guter Mo gstorm, ocht Jahr is er geleng, sterbt mir den Herbst mei' Murre, fäd'n (voriges Jahr) mei Vorre, siß ch do mit mein Häußla Rinner, zan verzweifln.“

„Wieviel Rinder ham Sie denn“ fragte ich erbarmend und schenkte ihr nochmal Kaffee ein.



„Bäzcha“ (vierzehn) sagte sie.

„Alle lebendig?“ fragte ich erschrocken.

Sie nickt: „Es kleinst fünf Monet“, dabei wischt sie sich mit der Schürze erst den Mund, dann fegt sie die Semmelbrösel von der Tischplatte und jetzt packt sie aus.

Ich traue mich nimmer abwehren und mein guter Vater, der danebensteht, auch nicht. Vierzehn Kinder, den Mann jahrelang krank, Vater und Mutter verloren, in Gottes Namen, man jagt ja auch einen Hund nicht fort, wenn er winselt vor der Tür.

Und so legte ich denn nach einer halben Stunde wieder ein halbes Duzend oder ein Duzend „handgewebte“ Gerstenkornhandtücher in die Truhe, in der meine Ausstattung wuchs. Das ging so jahrelang.

Eines Tages stand ich draußen am Bahnhof und wartete auf den Zug, der mich zu Einkäufen nach Bamberg mitnehmen sollte. Wie ich ins Coupé will, will grad eine Hausiererin mit einem hochgetürmten Korb heraus. Sie hat ein lachendes Gesicht und wirft eben die Antwort auf einen scheint's recht saftigen Witz einem schnurrbärtigen Mannsbild zu, das breitbeinig in die Ecke geladelt ist.

Plötzlich sieht sie mich. Im Nu ist ihr Gesicht verwandelt, die Augen feuchten sich, der Mund zuckt; die Unterlippe pappert, dann greint sie: „Hob ich gedocht, ich mach heit a Geschäftla mit Ihnen Fräulein Tremel, hantt heit su schöna hondgewebte Sondtücher!“ —

Ein greller Pfiff, meine Antwort wurde in die zuschlagende Tür gezwängt und ich setzte mich auf den leeren Platz gegenüber dem Viehtreiber oder was er war, der sich eifrig mit einem Reisenden unterhielt, der ihm gegenüber saß. Sie beachteten mich nicht.

„Des is ana,“ sagt nun der Viehtreiber. Die hots faustdid hinter die Ohren, die machts auf i h r Weis, greint die Leut wos vor und macht a Mordsgschäft.“ Er sieht mich an und grinst, da muß ich lachen, dann erzählt er weiter, „Bäzcha Kinner, „fufzcha“ erzählt sie. Glend und Not und ka Wörtla is wohr. Ihr Mo wor a Lump und is im Rausch im Schnee erfroren, Kinner hot sie nie ghobt. Es schönst ist, wenn sie erzählt, daß ihr Vater und ihr Mutter gstorm senn, schließlich is des ja möglich, wenn mer selbst bald fufzig Jahr is. No, sie verdient gut, ober sie hot nex, verjuzts mit Monnsbilder, über all hot sie an, wu sie hiekommt „des Luder.“ Der Zug pfeift und fährt in Dichtenfels ein, er sucht seine Sachen zusammen und steigt lachend aus.

Ein halbes Jahr später greint jemand draußen im Hausplatz. Wir, Gesellen, Lehrbuben saßen gerade alle beim Mittagessen.

Es klopft! „Herein!“

„Gott zen Gruß Ihr lieben Leutla, seid Ihr denn alla noch beinanner?“ greint sie mit zuckenden Lippen: Der Vater schmunzelt, wir schmunzeln, die Gesellen lachen, die Lehrbuben grinsen und dann ging es los.

Vater ließ die Peitsche seines Spottes über sie hinwegsausen, daß es nur so prasselte, und wir andern lachten uns halbtot, denn ihr Gesicht, das vor Wut und Staunen jeden Augenblick seine gewohnte Greinnaste verlor, war zum Schreien.

Endlich sah sie ein, daß sie bei uns wenigstens ihre Rolle rettungslos ausgespielt hatte, huckelte, murrend wie eine böse schwarze Katze, ihren

Korb wieder auf und schmettete mit einem wilden, wütenden Fluch die Türe hinter sich zu.

Vater, der jähzornig war, wollte auf und ihr nach. Ich drückte ihn auf seinen Stuhl nieder, sagen konnte ich nichts vor lauter Lachen, er sah mich an, dann die andern die alle quitschten, dann sagte er, nur ungern seinen Zorn lassend: „Setz ſu obgfeimt so doch nur a schlechts Frauenzimmer sei.“

Da sagt unser Obergeselle und sein Lachen gluckert neu: „Schod, daß man ihr Gsicht net photographier konnt, mich zerreißt's wenn ich droenk.“

Nun mußte auch Vater lachen und die fröhliche Zufriedenheit, die trotz vieler Sorgen bei uns daheim stets vorherrschte, war wieder hergestellt.

Die Greinera kam nimmer, dafür kam der Krieg und riß uns alle auseinander und dann hab ich geheiratet und das ist nun schon zehn Jahre her. In meiner Küche aber hängen immer noch „handgewebte“ Gerstenfornhandtücher von der Marienweiher Greinera.

Es waren wohl bald zehn Duzend, die ich ihr im Laufe der Jahre abkaufte. Heute habe ich sie wieder einmal frischgewaschen und gebügelt in meinen Schrank gelegt und mußte konstatieren, daß ich wohl nachkaufen muß, denn sie fangen an recht zusammenzuschmelzen, und da fiel mir die Greinera ein, und nun, ich gestehe es, wäre es mir lieb, es greinte draußen im Hausflur einmal wieder, und sie bäte mich, um Gottes Barmherzigkeit willen einem geschlagenen Frauenzimmer etwas abzukaufen, denn mit so viel Freude wie damals hab ich seitdem nimmer eingekauft.

## Rudolf Schiestl †.

Eine herbe Trauerkunde durchheilt vor Jahresschluß noch unser Frankenland. Rudolf Schiestl ist gestorben. In der Augustnummer 1928 unserer Zeitschrift brachte W. S. Schmerl anlässlich seines 50. Geburtstages eine liebevolle Würdigung des bedeutsamen Künstlers und sagte von ihm, daß er auf der Höhe seiner Schaffenskraft stehe. Als heißen Wunsch einer immer mehr wachsenden Gemeinde vermittelte er, „daß es diesem begnadeten Manne noch lange vergönnt sein möchte, neue Werke zu schaffen zum Segen unseres Volkes und zur Freude seiner fränkischen Heimat, die stolz auf ihn ist.“ Und nun ist er gestorben, kaum 53 Jahre alt. Es läßt sich nicht ermessen, was Franken und Deutschland, was die Kunst an ihm verliert. Er war ein Künstler und seine Werke sprechen zum Volk. Fränkisch Land und Volk in seinem Arbeiten, Feiern und Beten sieht sich immer wieder und immer neu dargestellt. Seine Kunst ist bodenwüchsig, wurzelt im Volk und wird so auch von ihm verstanden, sie ist eben wahre Volkskunst. Drum ist auch die Trauer so allgemein und sein Bild wird in unserem Herzen stehen als das eines wahren fränkischen Künstlers und guten Menschen.